

Katholizismus in der Bundesrepublik

Von der Staatskirche zur Säkularisierung

Von Franz Walter

Der Nationalsozialismus hatte das katholische Verbandswesen zerstört.* Der katholische Alltag fand nicht mehr in den Verbandshäusern statt, sondern in den Sakristeien und Pfarrheimen, im unmittelbaren Aufsichtsbereich des Klerus. Der Katholizismus verlor dadurch an weltlichen Strukturen, büßte an Modernität ein. Zwar gründeten sich nach 1945 die meisten Verbände wieder neu, aber sie blieben jetzt erheblich stärker als zuvor in den kirchlichen Autoritätsstrukturen. Damit war eine hundertjährige Geschichte autonomen Laienkatholizismus' zu Ende gegangen. Das wirkte sich auch auf die Katholikentage, die traditionellen Foren der katholischen Verbände aus. Vor 1933 waren die Katholikentage ziemlich politische Veranstaltungen gewesen, mit kontroversen Debatten und abschließenden Resolutionen zu Zeitfragen. Damit war es nun vorbei, in den 50er Jahren entpolitisierten, verkirchlichten sich auch die Katholikentage. Sie wurden jetzt zu frommen Veranstaltungen, zu Bühnen opulenter kirchlicher Selbstdarstellung. Die Verbände waren an den Rand gedrängt; der Klerus hatte sich in den Mittelpunkt gestellt. Die Ouvertüre gab der Passauer Katholikentag von 1950, der aus einer nahezu ununterbrochenen Folge von Gottesdiensten und Gebetsstunden bestand, Veranstaltungen, die auch vor 1933 vorkamen, aber damals doch mehr den Rahmen abgaben. Jetzt waren sie zum Kern der Katholikentage geworden. Ihren Höhepunkt fand die Verkirchlichung der Katholikentage 1956 in Köln, als das Episkopat ein großes hierarchisches Schaugepränge inszenierte. 75 Bischöfe und drei Kardinäle wirkten daran mit, während noch vor 1914 mit Ausnahme des jeweiligen Ortsbischofs niemals ein Vertreter des Episkopats an einem Katholikentag teilgenommen hatte. Doch an der Fähigkeit zur Massenmobilisierung des Katholizismus hatte sich dadurch nichts geändert. Im Gegenteil: 800 000 katholische Gläubige pilgerten zur Abschlußkundgebung des Kölner Katholikentages. Wohl keine zweite gesellschaftliche oder politische Organisation hätte in den 50er Jahren so viel Menschen in Bewegung setzen können. Dem Linkskatholiken Walter Dirks imponierte das allerdings nicht. Kritisch, fast ein wenig resigniert kommentierte er das Kölner Spektakel: „Noch größere Massen [...], noch weniger Auseinandersetzungen, noch weniger heiße Eisen, noch mehr manifestierte Einheit, noch mehr liturgischer und hierarchischer Glanz.“¹

Aber auch dieser Zeitabschnitt in der Geschichte des Katholizismus hatte noch eine andere, modernere Seite. Schließlich stimmte das Episkopat nach 1945 der Bildung der Unionsparteien zu, verzichtete damit auf die katholische

* Vgl. Franz Walters Beitrag in den August-„Blättern“: Von der Sonderkultur zum Integrationsfaktor. Der Katholizismus in der modernen deutschen Gesellschaft am Beispiel der Katholikentage. D. Red.

1 Walter Dirks, Der 77. Katholikentag und die folgenden, in „Frankfurter Hefte“, 1956, S. 697.

Partei und Abwehrposition. Die Geistlichen verschwanden nach 1945 aus den Landtagen und aus dem Zentralparlament; die Prälaten verabschiedeten sich aus der Politik. Damit war die CDU von Beginn an entschieden weltlicher als vor 1933 die Zentrumspartei. Das eröffnete auch den Katholiken die Chance, aus ihrer gesellschaftlichen Selbstbeschränkung, ihrer Defensivhaltung, ihrer Wagenburg herauszukommen. Die Zeitumstände erleichterten ihnen das. Die Katholiken fühlten sich in der neuen Bundesrepublik sicherer, geborgener als jemals zuvor seit der Reichsgründung. Die Bundesrepublik war westlicher, war katholischer als früher das Deutsche Reich. Auch hatte schon nach 1943 im deutschen Volk eine Hinwendung zu den christlichen Kirchen stattgefunden. Nach dem Krieg waren die Kirchen und Notkirchen überfüllt. Die Katholiken hofften infolgedessen auf eine Rechristianisierung der Gesellschaft, auf die Renaissance des christlichen Abendlandes. Zumindest hielten sie die säkularisierten Ideologien und Heilserwartungen des 19. und 20. Jahrhunderts für gescheitert, für diskreditiert. Und nie hatte es im modernen Deutschland eine solche Symbiose zwischen Staat und *katholischer* Kirche gegeben wie in den 50er Jahren unter dem Kanzler Adenauer, dem Helden und der Identifikationsfigur der deutschen Katholiken. Die Katholiken waren mit sich, mit der Gesellschaft, mit der Politik, mit ihrer Regierung – von den 15 Mitgliedern des ersten Bundeskabinetts kamen 9 aus ihren Reihen – im reinen. 1957 wählten 61% der Katholiken die Union, das waren höhere Anteile als zu Ende des Kaiserreichs und in der Weimarer Republik für das Zentrum. Und auch die Zahl der regelmäßigen Kirchgänger stieg bei den Katholiken zwischen 1949 und 1963, in der Ära Adenauer, von 51% auf 55% an. Die Gesellschaft also hatte sich nach wie vor nicht säkularisiert.²

Gute Zeiten – schlechte Zeiten

Ohne Zweifel: Die Ära Adenauer war eine gute Zeit für den Katholizismus. In der Geschichte der Katholikentage ging diese Ära 1962 in Hannover zu Ende. Ein letztes Mal, als Schluß- und Höhepunkt gleichsam, präsentierte sich die Symbiose von Staat und Katholizismus. Zum ersten Male überhaupt sprach ein katholisches Staatsoberhaupt auf einem Katholikentreffen, Bundespräsident Heinrich Lübke. Bundeskanzler Konrad Adenauer selbst wurde, wo immer er in Hannover auftrat, vom katholischen Volk stürmisch gefeiert. Zahlreiche weitere Bundesminister tummelten sich ebenfalls unter den Katholikentagsbesuchern. Und an der technischen Organisation des Treffens wirkten ganz selbstverständlich staatliche Organe mit: Bundeswehrsoldaten und Bundesgrenzschützer etwa errichteten die Altäre.

Das Ende der Ära Adenauer aber markierte dann auch einen Bruch im deutschen Katholizismus. Bis zur Bildung der sozialliberalen Koalition schwankten die Katholiken zwischen Krisenbewußtsein und Aufbruchsstimmung. Einige ihrer alten Sicherheiten jedenfalls waren dahin. Die Identifikation mit der Union fiel ihnen nicht mehr ganz so leicht wie noch zu Beginn der 50er Jahre. Statt des

2 Anselm Doering-Manteuffel, Kirche und Katholizismus in der Bundesrepublik der fünfziger Jahre, in: Historisches Jahrbuch der Görres Gesellschaft, 1981, S.113-134.

Katholiken Adenauer stand der Protestant Ludwig Erhard an der Spitze, mit dessen dezidiert marktwirtschaftlicher Politik nicht alle Katholiken zufrieden waren. Sie fürchteten – mit Recht – die säkularisierende Wirkung dieses wirtschafts- und gesellschaftspolitischen Kurses. Auch sonst hatte sich die Union in den frühen 60er Jahren stärker protestantisiert. Wichtige Repräsentanten der Partei waren nun Eugen Gerstenmaier, Kai-Uwe von Hassel, Gerhard Schröder und Gerhard Stoltenberg; die Katholiken hatten nach Adenauers Abtritt nur noch Heinrich Lübke in herausragender Position. Das verunsicherte sie. Zugleich aber besaßen sie nicht mehr in gleicher Weise wie früher den Schuttschirm ihres Milieus. In dem Maße, wie sie sich in den 50er Jahren gesellschaftlich erfolgreich integriert hatten, der Außendruck auf sie also fortgefallen war, in dem Maße hatte sich der Zusammenhalt der Katholiken gelockert. Der Erfolg hatte die alten Fundamente ausgehöhlt. Dazu hatten die Wanderungsbewegungen in der deutschen Gesellschaft seit dem Zweiten Weltkrieg, Flucht und Vertreibung, die Konfessionen neu durchmischt. Auch das löste die zumindest territoriale Homogenität des Katholizismus allmählich auf. Das Problem der Mischehen beschäftigte die Katholiken seit den frühen 60er Jahren; die ökumenische Frage stellte sich. Auf dem Katholikentag in Hannover 1962 empfing erstmals ein protestantischer Landesbischof eine Delegation des Katholikentages; an dem Katholikentreffen zwei Jahre später in Stuttgart nahmen drei evangelische Landesbischöfe teil; und 1966, auf dem Katholikentag in Bamberg, durfte der evangelische Bischof Kunst sogar zu den Katholikentagsbesuchern sprechen.

Diese Entwicklung nahmen die Traditionskatholiken als Krise wahr, andere aber sahen darin Möglichkeiten der Reform und Erneuerung. Der Katholizismus spaltete sich fortan mehr und mehr auf. Zunächst hatten die Erneuerer Rückenwind von prominentester Stelle: durch den Vatikan, durch Papst Johannes XXIII., den großen Reformator im Katholizismus des 20. Jahrhunderts. Mit seinen Sozialenzykliken des Zweiten Vatikanischen Konzils (erste Hälfte der 60er Jahre) versuchte er die Kirche mit den Postulaten der modernen Gesellschaft zu versöhnen, mit Meinungsvielfalt und Toleranz. Die abschließende Pastoralkonstitution des Konzils erkannte als erstes amtskirchliche Dokument Demokratie und Pluralismus als grundlegende Voraussetzungen der Menschenrechte an.

Auch im deutschen Katholizismus geriet, teils dadurch ermutigt, teils unabhängig davon, einiges in Bewegung. Seit 1962 waren die Katholikentage wieder weniger kirchlich-hierarchisch, dafür stärker politisch ausgerichtet. In Hannover wurde 1962 über die Integration der ersten Gastarbeiter gesprochen, über Probleme der Dritten Welt verhandelt und schließlich die eigene Verstrickung im Nationalsozialismus reflektiert. Auch fand in Hannover seit 1932 erstmals wieder eine Generalversammlung der katholischen Verbände statt. Doch die Verbände hatten ihre frühere selbstbewußt-innovatorische Funktion verloren; sie waren inzwischen zu einer konservativen Kraft im Katholizismus geworden, reduzierten sich auf – wie es der CDU-Bundestagsabgeordnete Heinrich Köppler auf dem Katholikentag in Bamberg 1966 nannte – Selbstbespiegelung, Selbstgenügsamkeit, geistigen Provinzialismus.³

3 Zit. nach: „Die Welt“, 15.7. 1966.

Am deutlichsten zeigten die Veränderungen sich in der Schulfrage. Der Kampf um die katholische Bekenntnisschule war die Integrationsparole schlechthin im deutschen Katholizismus seit dem 19. Jahrhundert gewesen. Auch der Gründung der Unionsparteien hatten die katholischen Bischöfe nur deshalb zugestimmt, weil die Bekenntnisschule im Programm der Christdemokraten festgeschrieben worden war. Aber in den frühen 60er Jahren waren es immer mehr Katholiken leid, daß sie in den Untergeschossen der deutschen Gesellschaft wohnten, daß sich an ihrem Bildungsdefizit gegenüber dem protestantischen Bevölkerungsteil nichts geändert hatte.⁴ Infolgedessen strebten christdemokratisch-katholische Schulreformer die Gemeinschaftsschule an. 1964, auf dem Katholikentag in Stuttgart, kam der innerkatholische Konflikt darüber zum Austrag. Der Aachener Bischof Pohlmeier trat als strikter Verteidiger der Bekenntnisschulen auf; sein Korreferent, der rheinland-pfälzische Staatssekretär Hermann, widersprach. Allein das galt schon als Sensation, denn öffentlicher Widerspruch gegenüber einem Bischof war im Katholizismus bis dahin tabu gewesen. Zwei Jahre später, auf dem Bamberger Katholikentag, hatte der Schulreformer schon die Mehrheit der Versammlungsteilnehmer hinter sich.

Überhaupt ging das Bamberger Katholikentreffen von 1966 als Katholikentag der „Unruhe“, des „Um- und Aufbruchs“ in die Geschichte ein. Die deutsche Gesellschaft veränderte, reformierte sich eben schon vor 1968, in der Musik, in der Literatur, im Film, in der Länge der Damenröcke, in den Parteien und eben in den Kirchen. In Bamberg verlangte eine politische Arbeitsgemeinschaft des Katholikentages die Äquidistanz zu den Parteien, forderte Referenten auch aus der FDP und der SPD, was bis dahin unvorstellbar gewesen war. Und der Bonner Theologieprofessor Böckle befürwortete in seinem Referat die Empfängnisverhütung.

Darüber kam es zwei Jahre später zum bis dahin größten Eklat, zu *der* Zäsur in der Geschichte der Katholiken im modernen Deutschland. Der neue Papst Paul VI. hatte den Reformelan seines Vorgängers deutlich abgebremst. In Moralfragen urteilte er entschieden restriktiv. Unmittelbar vor dem Essener Katholikentag 1968 erging seine Enzyklika „Humane vitae“, die den katholischen Gläubigen den Gebrauch der Antibabypille verbot. Das wirkte wie der Funke im Pulverfaß. Die Spannungen im deutschen Katholizismus entluden sich. Der Katholikentag in Essen 1968 wurde zum APO-Katholikentag. Eine linkskatholische KAPO organisierte den Protest und skandierte im Stil jener Endsechziger Jahre: „Alle reden von der Pille, wir nehmen sie“. Auf einer mit 5 000 Teilnehmern überfüllten Versammlung zur Pillenzyklika stimmten nahezu alle Anwesenden einer Resolution zu, die dem Heiligen Vater den Gehorsam aufkündigte. Das war in der Tat ein elementarer Bruch. Gerade die Papstverehrung war konstitutiv gewesen für die deutschen Katholiken seit den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts. Jetzt aber gingen die Moralvorstellungen eines wachsenden Teils der deutschen Katholiken und die des Vatikans auseinander, und das bald immer dramatischer.

4 Vgl. Karl Gabriel, Von der „vordergründigen“ zur „hintergründigen“ Religiosität: Zur Entwicklung von Religion und Kirche in der Geschichte der Bundesrepublik, in: Robert Hettlage (Hg.), Die Bundesrepublik. Eine historische Bilanz, München 1990, S.255-279.

Allerdings verlief das nicht als eine linkskatholische Emanzipation von der Hierarchie. Für einen relevanten Linkskatholizismus fehlte es an einem liberalen katholischen Bürgertum. Eben darin lag der Unterschied zum Protestantismus. So blieb das katholische „Achtundsechzig“, der Essener Katholikentag des APO-Jahres, im Grunde eine Episode. Für einige Jahre hat dieser Katholikentag sogar ein innerkatholisches Rollback ausgelöst, hat die Traditionskatholiken wieder gestärkt. Denn der Mehrheit der deutschen Katholiken war die Vorgehensweise und kalte Kritik an Papst und Kirche doch zu rüde und ruppig gewesen. Zudem nutzten Episkopat und Traditionskatholiken die Verunsicherung, die in den späten 60er, frühen 70er Jahren unter den deutschen Katholiken herrschte. Das war eine typische Folge von Reform- und Emanzipationsschüben: Sie haben wohl befreiende Wirkungen, erzeugen dabei aber auch Ängste, Verlustgefühle, Identitätskrisen. Die deutschen Katholiken waren nun verunsichert über die Folgen des Zweiten Vatikanischen Konzils, über den plötzlichen und rasanten Rückgang der regelmäßigen Gottesdienstbesucher; und sie waren zutiefst erschüttert über den Regierungswechsel 1969. Plötzlich regierten in Bonn nicht mehr ihre Minister und Staatssekretäre, die aus den katholischen Männerwerken kamen, in Kolpinghäusern verkehrten und bei Prozessionen gesehen wurden, sondern die anderen, die freidenkerischen Roten, liberale Protestanten und Laizisten. Der Katholizismus rückte wieder ein Stück zusammen. Nichts hat diese vorübergehende Kulturkampfstimmung im deutschen Katholizismus so verstärkt wie die Pläne der neuen Bundesregierung, den Paragraphen 218 im Sinne der Fristenregelung zu reformieren. Das machte selbst einen Mann wie den Münsteraner Bischof Heinrich Tenhumberg – der erste und bisher einzige katholische Bischof, der zwischenzeitlich Sympathien für die Sozialdemokraten gezeigt hatte – zum fortan unerbittlichen Gegner der sozialliberalen Koalition.

Reformer und Traditionalisten

In dieser Atmosphäre fand der Katholikentag 1974 in Mönchengladbach statt. Er stand ganz unter dem Motto des Kampfes gegen die Reform des §218 und gegen die gesamte sozialliberale Eherechtsreform und Familienpolitik. Als Redner dominierten eindeutig die Politiker der Union; der vorübergehende Flirt katholischer Bischöfe mit den Sozialdemokraten in der zweiten Hälfte der 60er Jahre war jäh unterbrochen. 1968 wurde noch der Papst ausgebuht; 1974 wurden Bundespräsident Walter Scheel und der nordrhein-westfälische Ministerpräsident Heinz Kühn bei ihren Grußansprachen gellend ausgepiffen. Es war das letzte große Aufbäumen des katholischen Milieus. Noch einmal zeigte es Biß, wie in früheren Jahrzehnten, als es sich bedroht fühlte. Bei den Bundestagswahlen 1976 konnte die Kirche noch einmal annähernd 60% der Katholiken zur Wahl der Union mobilisieren. Danach aber waren die kulturkämpferische Energien erschöpft. Von nun an reichten die Kräfte nicht mehr aus, die deutschen Katholiken zum Milieu zusammenzuschließen und in trotzig Gefechtsstellung gegen die säkularisierte Gesellschaft zu bringen. Mit Mönchengladbach endete

die Geschichte der alten Katholikentage, endete auch die Geschichte des alten erfolgreich verschanzten Katholizismus.

Denn jetzt hatte die gesellschaftliche Modernisierung auch auf die katholischen Gebiete übergreifen und war tief in alle Lebensformen eingedrungen. Das katholische Dorf, die katholische Provinz blieben nicht mehr unberührt von der säkularisierten Gesellschaft, sondern gerieten in den Nexus dynamisch kapitalistischer Verhältnisse. Die vormodernen Berufsstrukturen, in denen die Katholiken überproportional stark vertreten waren, erodierten in außerordentlichem Maße, vor allem die Landwirtschaft. Auch die katholische Familie im ländlichen Raum konsumierte nun ab den 60er Jahren die kulturell nivellierenden Angebote der elektronischen Medien. Die Bildungsexpansion, die in dieser Zeit einsetzte, reduzierte das Bildungsdefizit der Katholiken und machte sie aufgeschlossener für die säkularisierte Welt. Infolge all dessen wurde es immer schwieriger, katholische Eigenart zu bewahren und zu tradieren. Immer mehr Katholiken verzichteten sukzessive darauf, die überlieferten Rituale katholischer Eigenkultur, wie die Feier des Namenstages, das Tischgebet, das Fastengebet, die Ohrenbeichte, den Marienkult, weiter aktiv zu pflegen. Die religiöse Praxis und Sozialisation in der katholischen Familie schrumpfte enorm zusammen. Der Einbruch erfolgte besonders in den Jahren 1967 bis 1973. In diesem Zeitraum sank der Anteil der regelmäßigen Kirchgänger unter den Katholiken von 55% auf 35% ab. Danach milderte sich der Rückgang, bis er sich in den 80er Jahren wieder forciert fortsetzte. Die katholischen Gemeinden vergreisten. Eine Korrektur dieser Entwicklung ist nicht in Sicht. 1995 nahm an den „Zählsonntagen“ nur noch ein Fünftel der Katholiken an der Eucharistiefeier teil. Die Resistenz- und Immunkräfte des Katholizismus gegen die Säkularisierung scheinen zu versiegen.⁵

Unter den katholischen Gläubigen machte sich dadurch eine wachsende Krisenstimmung breit, Pessimismus, Desorientierung, auch Unmut. In einem merkwürdigen Kontrast dazu aber entwickelten sich die Katholikentage ab 1978, zu denen wieder über 100 000 Menschen mobilisiert werden konnten. Das hatten sie mit den Katholikentagen alten Typs gemeinsam. Sonst aber unterschieden sie sich von ihnen gravierend. Vorbei war die Zeit des Verbandskatholizismus, vorbei auch die Zeit des Sozialkatholizismus. Die katholische Arbeiterbewegung und ihre Probleme, die lange Jahrzehnte diese Veranstaltungen bestimmt hatten, kamen auf den Katholikentagen neuen Typs seit 1978 nicht mehr vor. Überhaupt fehlte nun die mittlere, die berufstätige Generation. Es dominierten jetzt eindeutig die 15-25 jährigen, die Oberschüler und Studenten. Sie machten aus den Katholikentagen Festivals der Jugend, folkloristisch-religiöse Veranstaltungen, auf denen unaufhörlich gesungen, getanzt, an den Händen gehalten, zuweilen auch meditiert wurde. Rucksack, Turnschuhe und bunte T-Shirts prägten das Bild der neuen Katholikentage, nicht mehr die Fahnen und Trachten der katholischen Verbände, nicht so sehr die schwarzen Soutanen der Geistlichen. Sonst stand der Katholizismus im Ruf, konservativ-dogmatisch erstarrt zu sein; die Katholikentage indessen gerieten ihm zu farbigen, offenen, toleranten

5 Vgl. Elisabeth Noelle-Neumann/Renate Köcher, *Die verletzte Nation*, Stuttgart 1987, S.164-197.

Jugendfesten. Die Ursachen dafür wären genauer zu ergründen, wären eine lohnende sozialwissenschaftliche Forschungsaufgabe. Interessant jedenfalls ist, daß die Erzeuger des Produkts Katholikentag sich von den Konsumenten nach Alter, soziologischer Zusammensetzung und Kirchnähe drastisch unterschieden. Und doch fanden Veranstalter und Teilnehmer an diesen Katholikentagen gut zusammen. Aber im katholischen Gemeindeleben trafen sie sich nicht. Offenkundig verpufften alle Impulse und Erfahrungen der Katholikentage auf dem Weg zurück in die Gemeinde. Doch das wäre noch genauer zu erforschen.

Klare Botschaften gingen von den Katholikentagen neuen Typs nicht aus. Beschlüsse wie auf denen der alten Prägung wurden nicht gefaßt. Die Programme der Katholikentage zersplitterten in den 80er Jahren immer mehr, bald über tausend Einzelveranstaltungen und Podiumsgespräche zu allen damals gesellschaftlich frei flottierenden Themen. Das wirkte pluralistisch, offener, diskussionsfreudig, aber eine katholische Meinung zu den zentralen Fragen schälte sich nicht heraus, konnte wohl auch nicht, angesichts der normativen Fragmentierung im Lager der deutschen Katholiken. Es herrschte gewissermaßen eine halbwöchige pluralistische Unübersichtlichkeit, die das Episkopat nicht band. Zur weiteren Fragmentierung des Katholizismus trug dann noch der links-alternative „Katholikentag von unten“ bei, der ab 1980 stattfand. Innovatorisch oder originell war diese Veranstaltung im übrigen nicht. Es war der ökologisch-pazifistische Mainstream, der hier geboten wurde: Nicaraguakaffee und Bioobst, Abrüstungspapier, Dritte-Welt-Probleme, Befreiungstheologien. Und auch die Alternativkatholiken hatten ihre kleinen Gegenpäpste, die sie anhimelten: eine Zeit lang Hans Küng, später dann Eugen Drewermann.

Doch lief sich auch der Katholikentag neuen Typs, die dauerhafte, aber folgenlose Fröhlichkeit, der bunte, aber beliebige Markt der Möglichkeiten in der zweiten Hälfte der 80er Jahre tot. Nun griff die Depression, die Krisenstimmung, ja die Verzweiflung über die Lage der Kirche, die in vielen Gemeinden herrschte, auch auf die Katholikentage über. Die Katholikentage der 90er Jahre beschäftigten sich jetzt in erster Linie mit den Problemen ihrer Kirche selbst. Die Frustrationen, die sich schon seit Jahren angesammelt hatten, brachen nun aus. Jeder Redner, der eine Spitze gegen die Bischöfe formulierte, erhielt viel Beifall; jeder Referent, der Kritisches über den Papst vortrug, wurde von den Katholikentagsteilnehmern gefeiert. Der Graben zwischen den Moralvorstellungen des Gros der deutschen Katholiken und denen des Papstes hatte sich weiter vertieft. Zu Beginn seines Pontifikats war Johannes Paul II. bei den deutschen Katholiken noch außerordentlich beliebt gewesen. Das hat sich inzwischen grundlegend geändert. Für viele verkörpert der jetzige Papst den Rückfall in die vor-konziliare Vergangenheit eines reaktionären Katholizismus. Diese Haltung reicht mittlerweile bis tief in die katholischen Kernschichten hinein.⁶ Auch dort wird jetzt mehr Demokratie in der Kirche gefordert, die Abschaffung der Zölibatspflicht für Priester postuliert, die Möglichkeit der Priesterweihe für Frauen verlangt, die positive Bejahung der Sexualität durch die katholische Kirche gewünscht. Dies waren auch die zentralen Themen und Botschaften der Katholi-

6 Zur aktuellen Stimmungslage im deutschen Katholizismus vgl. Ulrich Ruh, *Katholisch sein*, in: „Herder Korrespondenz“, 1/1995, S.1-3.

kentage 1992 in Karlsruhe und 1994 in Dresden. Und sie waren das Anliegen des Kirchenvolksbegehrens vom Herbst 1995.⁷

Natürlich, man kann zweifeln, ob das die Lösung für die fundamentale Krise der Kirche zum Ausgang des 20. Jahrhunderts ist. Das Programm der katholischen Reformer ist bei den Protestanten schließlich längst Wirklichkeit, aber besser geht es der evangelischen Kirche dadurch auch nicht. Im Grunde wollen die katholischen Reformer eine Kirche, die im ganzen weltlicher ist, die – ein wenig maliziös zugespitzt – sich den wechselnden Bedürfnissen des mittleren Bürgertums im mittleren Europa anpaßt, eine Kirche, die pflegeleicht, unanstrengend, leicht lebbar ist.

Aber die Stärke des Katholizismus in der modernen Gesellschaft ist es gewesen, daß er den säkularen Trends, Wechselfällen und Irrläufen etwas Eigenes, Beharrendes entgegensetzen konnte. Eben so argumentieren allerdings auch die Konservativen in der Katholischen Kirche, die sich auf die katholischen Traditionen zurückziehen, stolz darauf sind, dem Zeitgeist zu trotzen und an den überlieferten sittlichen Geboten festzuhalten. So ist dadurch inzwischen der Katholizismus gespalten, mindestens in zwei große Lager, in Reformer und Traditionalisten. Das gilt mittlerweile auch für das Episkopat, wenngleich die Öffentlichkeit dies kaum wahrnimmt. Auch die deutschen Bischöfe sind heute nicht mehr einen Sinnes; auch unter ihnen leiden viele unter den Beschlüssen des Vatikans. Schon deshalb gibt es kein Zurück mehr zum abgeschotteten Katholizismus früherer Jahrzehnte, auch wenn die konservativen Katholiken infolge der neuen Modernisierungswellen in den 70er und 80er Jahren, angesichts der Pluralisierung und Individualisierung der Gesellschaft, in diese Richtung drängen.

Postmoderne Trends zur Cafeteria-Religion

Schließlich hat auch die deutsche Einheit Einfluß und Gewicht des Katholizismus noch weiter reduziert. Nur 5% der Neu-Bundesdeutschen gehören der katholischen Kirche an. Das vereinte Deutschland ist dadurch nicht, wie anfänglich einige katholische Würdenträger fürchteten, im Vergleich zur alten Bundesrepublik fundamental protestantischer geworden. Denn nicht einmal ein Drittel der früheren DDR-Bürger war am Ende des Honecker-Regimes noch der evangelischen Kirche treu geblieben. Tröstlich aber ist das für die Katholiken nicht, da die Republik sich dadurch lediglich noch markanter entkonfessionalisiert hat. Über 60% der Ostdeutschen haben sich ganz von den Kirchen verabschiedet. Hier – und vielleicht nur hier – hat der DDR-Sozialismus die gesellschaftlichen Werte wirklich gründlich ins Wanken gebracht, da die früheren DDR-Bürger auf religiöse Mentalitäten in all ihren Schattierungen erheblich weniger ansprechen als immer noch die Alt-Bundesdeutschen.⁸ Dagegen scheinen sich Traditionselemente des alten protestantisch-preußischen Sonderbewußtseins, des antiwestlichen Ressentiments im Osten Deutschlands über die DDR-Zeit

⁷ Vgl. „Wir sind die Kirche“. Das Kirchenvolksbegehren in der Diskussion, Freiburg im Breisgau 1995.

⁸ Vgl. dazu Heiner Meulemann, Aufholtendenzen und Systemeffekte. Eine Übersicht über Wertunterschiede zwischen West- und Ostdeutschland, in: „Aus Politik und Zeitgeschichte“, B40-41/1995, S.29.

hinweg konserviert zu haben. Sie werden jedenfalls vor allem – wenn auch nicht allein – von der „Partei des Demokratischen Sozialismus“ bei Wahlen seit 1993 mit einigem Erfolg reaktiviert und neuerlich verbreitet. Die Republik ist „elbischer“ geworden, auch wenn ein neuer Sonderweg gesamtstaatlich wohl nicht droht. Aber der rheinische Katholizismus hat seit 1989/90 noch stärker an Boden verloren.

So besteht keine Chance mehr, die deutschen Katholiken noch einmal eigenkulturell auszugliedern und in Front zur säkularisierten Gesellschaft zu stellen. Dafür hat sich die Lebensweise der Katholiken inzwischen selbst schon zu sehr säkularisiert. Die katholische Lebensart, als jederzeit leicht erkennbare und unterscheidbare Gruppenkultur, existiert als Massenphänomen nicht mehr. Über ein Jahrhundert hat der deutsche Katholizismus seine traditionellen Werte und Organisationsstrukturen erfolgreich verteidigt. Die moderne Gesellschaft hat von diesen gemeinschafts- und identitätsstiftenden, kulturelle Orientierungen vermittelnden Werten durchaus gezehrt, denn die liberalen Marktgesellschaften bringen von allein solche Bindemittel kaum hervor, obwohl ihre Funktionsfähigkeit und Beständigkeit darauf angewiesen ist. Die Katholiken haben aufgrund ihrer traditionellen Werte und Gruppenkohäsion auch die Krisen, die die Moderne produzierte, weit besser überstanden als die Trägergruppen der dynamischen Industrie- und Bürgergesellschaft selbst. Im langen Zeitalter der Modernisierungskrisen zwischen den späten 70er Jahren des 19. Jahrhunderts und den 40er Jahren des 20. Jahrhunderts gingen die Liberalen nahezu unter; die Katholiken aber behaupteten sich.

Und auch aktuell, da die Kirchen unzweifelhaft in einer tiefen Krise stecken, ist es doch eigentlich erstaunlich, wie viele Menschen ihre Kirchenmitgliedschaft noch nicht aufgekündigt haben; etwa vier Fünftel der Altbundesdeutschen gehören immer noch einer der Großkirchen an. Und zumindest für die familienbezogenen Riten – Taufe, Trauung, Beerdigung – besitzen die Kirchen weiterhin eine Art Monopol, weil die Menschen das so wünschen. Weiter spricht einiges dafür, daß die religiösen Orientierungsbedürfnisse auch in postmodernen Zeiten nicht verschwinden werden. Vielleicht im Gegenteil. Allerdings wird das die Altkirchen wohl nicht wieder begünstigen. Wie es scheint, bevorzugen die postmodernen Menschen eher eine Art „Cafeteria-Religion“: Sie kombinieren sich ihre religiösen Menüs, je nach wechselnder Befindlichkeit, nehmen sich ein bißchen Buddhismus, ein wenig gregorianische Gesänge, eine Prise indianische Weisheiten, auch etwas Schamanisches, und hin und wieder konsumieren sie eben auch einmal einen richtig peppigen Kirchen- oder Katholikentag.⁹

Doch wird der Katholizismus nicht von der Bildfläche verschwinden, auch nicht in der Postmoderne. Er hat durchaus stabile Strukturen, ein noch lange tragfähiges finanzielles Fundament. Aber die katholische Sonderkultur, das katholische Milieu mit dem katholischen Volk als Trutzburg gegen Säkularisierung und Moderne, dies alles ist gewiß nicht mehr massenhaft zu reaktivieren.

9 Vgl. auch Heiko Ernst, *Die Cafeteria Religion*, „Psychologie heute“, 7/1995, S.3.